



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Seelenfängerin

Roman

Sacher-Masoch, Leopold von
Jena, 1886

15. Die Arznei der Borgia

urn:nbn:de:hbz:466:1-42085

15. Die Arznei der Borgia.

„Hoff' Erbarmen nicht von mir.“

Calderon.

Nachdem Sergitsch Dragomira verlassen hatte, warf sich diese im Garten, unter freiem Himmel auf die Kniee und betete, dann stand sie auf und schritt dem Hause zu, entschlossen, dem empfangenen Befehl Folge zu leisten. Als sie in das Zimmer der Kranken trat, waren ihre Wangen vom Froste warm angehaucht, auf ihren strengen Zügen lag die volle Energie eines unerbittlichen Fanatismus, und die sonst so kalten Augen hatten einen seltsamen Glanz.

Sie hieß die Alte zur Ruhe gehen, schloß das Fenster, zog die Vorhänge zu und setzte sich dann an das Bett der Kranken.

„Frau Samakj,“ begann sie.

„Ja — was giebt es? — Ach! Sie sind es. Wo waren Sie denn?“

„Der Arzt war da.“

„So, was hat er gesagt?“

„Er hat eine neue Arznei gebracht.“

„Wozu? er kann mir doch nicht helfen.“

„Sie meinen, er kann die Sünde nicht von Ihnen nehmen, die Ihr Gewissen bedrückt und peinigt.“

„Was weißt Du davon, Mädchen?“ murmelte die Kranke, Dragomira's Handgelenke umklammernd, „war er da? hast Du ihn gesehen? — Nein, er erscheint nur mir, wenn ich allein bin.“

„Er, der um Ihetwillen den Tod gefunden hat?“

„Ich sehe, Du weißt Alles, ja, ich war es, ich habe ihn ermordet, und er tödtet jetzt mich, indem er mir in das Ohr flüstert, schreckliche Geschichten, die ich nicht hören will, indem er aus der Erde steigt wie Rauch und bis zum Himmel emporwächst, da steht er, ein Riese, er hat die Sonne vorn an der Brust, nein, es ist die Sonne nicht, eine Wunde ist es, aus der sein warmes Blut quillt, ringsum Blut, ein Meer von Blut, es steigt herauf, ich ersticke.“ Sie schrie laut auf und barg entsetzt ihr Gesicht an Dragomira's Schulter.

„Versöhnen Sie sich mit Gott, so lange es noch an der Zeit ist.“

„Wie soll ich das? habe ich nicht gebetet, geopfert, gebüßt mein Leben lang?“

„Sie müssen sich selbst opfern.“

„Mich?“

„Blut für Blut, geben Sie Ihr Leben zur Sühne hin.“

„Nein, nein, ich kann nicht,“ schrie Frau Samaky auf, „ich will nicht sterben.“

Dragomira sah sie lange an, dann erhob sie sich ruhig, zog das Fläschchen hervor, goß den Inhalt in ein kleines Glas und beugte sich über die Kranke. „Hier ist die Arznei.“

Frau Samaky richtete sich auf, sah die Flüssigkeit im Glase mißtrauisch an und dann Dragomira. Es kam etwas Geisterhaftes über sie. „Was haben Sie vor?“ fragte sie ängstlich, „weshalb soll ich dies trinken? was ist in diesem Glase?“

„Die Arznei.“

„Nein, das ist Gift.“

„Sind Sie von Sinnen?“

„Mädchen, wer hat Dir diese Arznei gegeben? Du willst mich tödten!“

„Nehmen Sie doch.“

„Nein, ich will nicht.“

„Sie müssen.“

„Ich muß?“ Sie begann laut und häßlich zu lachen, „wer will mich zwingen?“

„Ich.“

Dragomira warf sich mit einer Art Wildheit auf Frau Samakj, welche sich verzweifelt zur Wehre setzte, ein wildes, stummes Ringen begann, endlich gelang es Dragomira, die Arme der Kranken zusammenzupressen und ihr Knie darauf zu setzen, jetzt hielt sie ihren Kopf wie in einer eisernen Klammer, öffnete ihr den Mund und goß ihr die braune Flüssigkeit ein, dann schloß sie ihr rasch den Mund mit ihrem Tuch.

Wenige Augenblicke und der Todeskampf begann. Dragomira ließ ihr Opfer los. Frau Samakj rief um Hülfe, doch Niemand hörte sie.

„Hier ist Deine Retterin,“ sprach Dragomira stolz und begeistert, „ich bin es, arme Sünderin, die Dich den Weg zum Himmel führt.“

Ein letztes Köcheln, dann hatte Frau Samakj geendet.

Dragomira warf sich an ihrem Bette auf die Knie und begann laut zu beten. „Herr! sei ihrer armen Seele gnädig, vergieb ihr ihre Schuld und

erbarme Dich Aller, die auf Erden wandeln und sündigen.“

Nach einer Weile öffnete Dragomira das Fenster und ging dann in den Garten, um das verhängnisvolle Fläschchen und das Glas, in dem ein Bodensatz zurückgeblieben war, im Dickicht zu vergraben. Als sie leise in das Haus zurückkehren wollte, löste sich von der Wand desselben eine dunkle Gestalt los.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich bin es, Sergitsch.“

„Es ist geschehen.“

„Sie ist todt?“

„Ja.“

„Ist sie freiwillig gestorben?“

„Nein, sie hat sich zur Wehr gesetzt.“

„Hoffen wir, daß Gott Erbarmen hat und Ihre That als Sühne annimmt für ihre Sünde.“

„Ich will jetzt fort,“ sagte Dragomira, „hier habe ich nichts mehr zu thun.“

„Nein, Sie müssen bleiben. Die Todte muß bewacht werden, bis ich wiederkomme.“

„Dann bleibe ich.“

Sergitsch entfernte sich, und Dragomira kehrte in das Haus zurück. Sie sperrte die Thür des Zimmers, in dem die Todte lag, zu, steckte den

Schlüssel zu sich, streckte sich im Vorzimmer auf dem Divan aus, deckte sich mit ihrem Mantel zu und schlief ein. Sie lag ruhig, selbst wie eine Todte, mit dem unschuldigen Lächeln eines Kindes da bis zum Morgen, bis die Sonne hell und warm hereinschien und ein Wagen vorfuhr, dem Sergitsch entstieg.

Er kam, um im Namen der Brüderschaft, deren Vorstand er war, von Haus und Gut Besitz zu ergreifen. Nicht lange nach ihm langten vier von den Brüdern mit dem Sarge an. Die Gefahr einer Ansteckung bot bequemen Vorwand, alle Anderen fernzuhalten. Dragomira legte die Todte in den Sarg, der sofort geschlossen wurde. Dann begab sich Sergitsch zu dem Ortsvorstand und dem Pfarrer. Der Rubel entwickelte seine klingende Beredsamkeit, und so erhielt Sergitsch „mit Rücksicht auf den Charakter der Krankheit, welcher Frau Samakj erlegen war,“ die Erlaubniß, sie noch denselben Abend zu bestatten.

Als dies geschehen war, kehrte Sergitsch in den Edelfhof zurück und zog sich mit Dragomira in das Sterbezimmer zurück.

„Ich bitte Sie, noch hier zu bleiben, gnädiges Fräulein,“ sprach er, „Sie werden noch einmal hier in der Nähe zu thun bekommen, vielleicht schon diese Nacht.“

„Um was handelt es sich?“

„Sie haben den jungen Edelmann gesehen, den die Jüdin umgarnt hat.“

„Pikturno?“

„Ja, dieser wird heute Nacht oder morgen ein Rendezvous in der Schenke haben, die an der Straße auf halbem Wege nach Kiew liegt.“

„Sind wir dort sicher?“

„Vollkommen.“

„Ich soll also hier Botschaft erwarten?“

„So ist es. Das Haus gehört jetzt uns,“ fuhr er fort, „betrachten Sie sich als die Herrin desselben, ich werde den Leuten bedeuten, daß sie unter Ihren Befehlen stehen und Ihnen in Allem zu gehorchen haben.“

„Aber ich kann doch nicht in diesem Aufzug?“ ...

„Dafür ist gesorgt. Sie müssen hier Ihre Rolle weiter spielen, aber in jener Schenke werden Sie Alles finden, was Sie benöthigen, um sich vollständig umzukleiden.“

„Gut.“

„Ich verlasse Sie jetzt. Apostol wird mit Ihnen zufrieden sein. Der Himmel segne Sie,“ schloß Sergitsch, dann bestieg er den Wagen und fuhr davon. Dragomira blieb allein in dem stillen, einsamen, unheimlichen Hause. Die Dienst-

leute waren in der Backstube versammelt, welche über dem Hofe lag, von Zeit zu Zeit trug der Wind von dorthier das Murmeln von Gebeten und leisen Klagegesang herüber. Draußen war es dunkel, nur einzelne Sterne zeigten sich an dem mit dichtem weißen Gewölk bedeckten Himmel. Dann fielen leichte Flocken zur Erde, und mit einem Male wirbelte der Schnee um Haus und Garten.

Dragomira ging auf und ab, die Arme auf der Brust verschränkt, eine böse, peinliche Stimmung war über sie gekommen. Bei jedem Geräusch, das sich vernehmen ließ, hoffte sie den Boten kommen zu sehen, der sie nach der Schenke rufen sollte. Sie sehnte sich nach Kampf, nach Thaten, nach Aufregung, die Dede und Einsamkeit wurden ihr unerträglich.

Manchmal meinte sie das laute, schwere Athemholen, das Köcheln der Kranken zu hören, dann wieder zeigte sich ein Schatten an der Wand, der ihr zu drohen schien.

Endlich ging sie hinaus in den Hof, rief den alten Kutscher und verlangte ein Pferd. Der von den Jahren tief gebeugte Greis sah sie erstaunt an. Eine Krankenpflegerin, die ritt, war ihm offenbar noch nicht vorgekommen und nun gar

bei diesem Unwetter und zu dieser Stunde. Doch Dragomira wiederholte den Befehl, und er gehorchte.

Sie befestigte das Haar, schlang das weiße Tuch um den Kopf und zog den Fuchspelz an. Als sie heraustrat, eine Peitsche in der Hand, führte der Kutscher auch schon das Pferd vor. Sie schwang sich in den Sattel und hieß das Thor öffnen. Das junge, feurige Thier, das lange im Stall gestanden hatte, zeigte sich indeß ungehorsam und scheute jedesmal vor dem Thore zurück. Das schien ihr Vergnügen zu machen, sie war eben in der Laune zu ringen und fremden Widerstand zu besiegen. Mit lautem Zuruf schwang sie die Peitsche und bändigte das ungehorsame Pferd, bis dieses sich ihrem Willen beugte und sie in leichten Sätzen hinaustrug in die stürmische Nacht.

Sie galoppirte jetzt auf der Straße dahin, im tiefen Schnee, von Flocken umtanzt, dem Winde entgegen. Der wilde Kampf der Elemente that ihr wohl und besänftigte ihre aufgeregten Sinne. Noch folgten ihr bleiche, klagende Gespenster und schwebten auf und ab zwischen den düsteren Weiden, die am Wege standen, andere lauerten am Rande des Birkenhains.

Vor ihr erhob sich eine schwarze Wand, der Tannenwald. Sie sprengte mitten in denselben hinein, unbekümmert um die Finsterniß, die hier um die im Sturme schaukelnden Stämme lagerte, und um die Stimmen, die in den Lüften laut wurden, in dem Schooße des Waldes und von Zeit zu Zeit aus dem Abgrund emporstiegen. Sie kannte keine Furcht. Es war vielmehr als werde ihr kalter Muth nach und nach der entfesselten Natur Herr. Das Geheul des Windes verlor sich in der Ferne, das Gestöber hörte auf, der Schnee fiel nur noch in einzelnen silbernen Flocken, an dem klaren, ruhigen Himmel zog das Heer der Sterne herauf.

Doch neue Feinde nahten. Im Dickicht zeigten sich irrende Lichter, glühende Augen, ein Rudel Wölfe brach hervor.

Dragomira fühlte das Pferd unter sich zittern, doch sie bebte nicht. Kaltblütig hielt sie mitten im Wege und zog den Revolver hervor.

Schon sprang der erste Wolf über den Graben.

Ein Blitz, ein Knall, und er wälzte sich im Schnee zu ihren Füßen, dann hieb sie auf ihr Pferd los und jagte davon. Es währte einige Zeit, ehe die Wölfe nachkamen, sie sah sie in der Ferne herantraben wie Hunde, die vereint ein

edles Wild jagen, doch sie hatte bereits den Tannenforst im Rücken und ritt im weiten Bogen über die beschneite Fläche zurück nach Myschkow. Noch einmal kamen ihre Verfolger nahe und ließen ihr heiseres Geheul hinter den Hufen ihres Pferdes vernehmen, wieder knallte der Revolver, einmal, zweimal, und schon hatte sie neuerdings einen Vorsprung gewonnen und sah vor sich das schneeumhüllte Dach des Edelhofes durch die schwarzen, nackten Pappeln leuchten.

Das Geheul verstummte, die grauen, schrecklichen Gestalten verschwanden.

Pferd und Reiterin schöpften Athem. Dragomira ließ jetzt das prächtige Thier im Schritt gehen und klopfte ihm schmeichelnd den Hals. Das Thor stand noch offen. Sie ritt in den Hof und sprang aus dem Sattel. Auf ihren Ruf kam der Kutscher, das Pferd in Empfang zu nehmen.

Als Dragomira in das Haus trat, leuchtete sie wie ein Cherub, denn der Frost hatte ihr Haar, Kleid und Pelz mit kleinen, blizenden Diamanten bestreut, die sich erst in dem warmen Dunst der Stube in silberne Tropfen verwandelten und langsam zur Erde fielen. Jetzt war ihr wohl, sie warf die Peitsche fort und die feuchten Hüllen

ab. Müde und erhitzt streckte sie sich auf dem Divan aus. Die Gespenster waren gewichen. Das öde Haus war mit einem Male friedlich und heimisch.

Es währte indeß nicht lange, so pochte es leise an das Fenster.

Dragomira erhob sich und öffnete rasch, daß die Scheiben klirrten.

„Wer ist da?“

„Ich, gnädiges Fräulein.“

Die Jüdin stand draußen mit einem häßlichen, listigen Lächeln.

„Wir brauchen Sie,“ flüsterte sie, „mein Wagen steht draußen auf der Straße, machen Sie sich bereit.“
